

Hubert Anders
Die Leiche im Keller
Ein Wiener DDR-Krimi
Verena Richters erster Fall

LESEPROBE

Verena Richters erster Fall

Bei Umbauarbeiten im Wiener Palais der alteingesessenen Familie von Eckstein wird eine Leiche entdeckt – eine mysteriöse Spur, die tief in die Vergangenheit zurückführt, in die DDR der 1970er Jahre. Die Privatdetektivin Verena Richter wird beauftragt, die Identität des Toten und die Geschichte hinter seinem Schicksal zu ergründen. Doch der Fall birgt weit mehr als nur ein vergessenes Geheimnis.

Während Verena in die Schatten der Vergangenheit eintaucht, stößt sie auf verstörende Geheimnisse, die bis in höchste Kreise reichen. Mit jedem Fundstück rekonstruiert sie das Leben von drei jungen Frauen, die in die Machenschaften der Stasi und ein gefährliches Netz politischer Intrigen verstrickt waren. Doch was damals wirklich in Wien geschah, bleibt unklar – und Lena von Eckstein, die Auftraggeberin und Erbin des Palais, verfolgt ihre ganz eigenen Interessen.

Verena muss nicht nur den Fall lösen, sondern auch ihre Gefühle für Lena in den Griff bekommen. Bald merkt sie, dass in diesem Spiel aus Macht und Vergangenheit nicht nur die Toten schweigen – auch die Lebenden haben vieles zu verbergen.

Ein packender Krimi über Schuld, politische Intrigen und die dunklen Geheimnisse hinter den Mauern eines alten Wiener Palais.

Hubert Anders

Die Leiche im Keller

Ein Wiener DDR Krimi



Verena Richters
erster Fall

HA!

Die Handlungen und Charaktere dieses Buches sind ebenso wie der Autor frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit realen Personen oder Organisationen ist unbeabsichtigt.

Die Verwendung politischer Symbole, insb. der ehemaligen DDR, sowie das Verhalten und die zum Ausdruck gebrachten Meinungen der fiktiven Charaktere des Buches dienen ausschließlich der Illustration der Handlung im Kontext ihrer Zeit und können nicht als Wertung durch den Autor verstanden werden.

Lektorat: Creative Writing Coach (ChatGPT)

Bibliographische Information der deutschen Nationalbibliothek:

Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnbd.de> abrufbar.

© 2024 Hubert Anders

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 9783769302967

Die großen Verbrechen hinterlassen uns sprachlos, die kleinen hinterlassen uns Kriminalromane.

Hubert Anders

LESEPROBE

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt Erika, Gerhard und Lisa, die Rezensenten der ersten Stunde, die das Buch durch ihre Hinweise und Anregungen zu dem gemacht haben, was es geworden ist.

Inhalt

Prolog.....	9
Der Auftrag.....	11
Ein Leichenfund.....	11
Ein ehemaliger Kollege.....	13
Ein erster Hinweis.....	16
Elke Schneider.....	19
Elkes Rekrutierung.....	19
Ein neues Leben.....	22
Ein Platz im System.....	25
Unruhe.....	29
Durchgemacht.....	29
Im Café Hegel.....	31
Mitternacht.....	34
Begegnungen.....	37
Im Zentrum der Macht.....	37
Die erste Begegnung.....	40
Der Morgen danach.....	46
Die Stasi wird aufmerksam.....	49
Ein Spiel – oder mehr?.....	53
Der dritte Kontakt.....	53
Ein Abend zu zweit.....	56
Allein oder verliebt?.....	61
Kraftlinien.....	65
Im Garten der Botschaft.....	65
Eine neue Hoffnung.....	69
Noch eine neue Hoffnung.....	73
Bielefeld.....	76
Gerade, Dreieck, Punkt?.....	83
Lena?.....	83
Liebesleid.....	84
Der Besuch bei der alten Dame.....	88

Bei Markus.....	91
Die Steine rollen.....	95
In den Westen.....	95
Desillusionierung.....	102
Am Frachtenbahnhof.....	105
Bei Hanna.....	110
Die Entdeckung.....	114
Am Rande der Wahrheit.....	119
Frühstück im Kaffeehaus.....	119
Lenas Anruf.....	122
Hannas Beichte.....	124
Der letzte Puzzlestein.....	126
Showdown.....	129
Einmal Botschaft und retour.....	129
Elkes Entscheidung.....	133
Jetzt auch noch Gitti.....	136
Kurzschluss und Überschlag.....	139
Seine Exzellenz greift durch.....	142
Ihre Leiche, Frau Beran.....	146
Die Leiche kommt in den Keller.....	148
Zwei Generäle.....	151
Abschluss.....	155
Zwischenwelt.....	155
Der letzte Vorhang einer Dame.....	158
Beim Heurigen.....	161
Zur letzten Ruhe.....	165
Epilog.....	169

Prolog

Wien-Zentrum, später Abend an einem Junitag 1974

Kurz nach 22 Uhr hielt ein schwarzer Kombi vor dem Portal des Palais Eckstein. Die Scheinwerfer warfen lange Schatten über das Kopfsteinpflaster, als der Wagen rückwärts auf den Gehsteig schob. Eine Frau trat aus der Eingangstür und spähte in die Dunkelheit. Drei dunkel gekleidete Männer stiegen aus, der Kofferraum öffnete sich leise. Ohne ein Wort zu verlieren, stemmten sie mit vereinten Kräften einen groben Sack aus dem Wagen und schleppten ihn durch die Einfahrt. Die Frau hielt die Tür auf, der kalte Nachtwind wehte ihr Haar zurück.

Der Sack wurde achtlos auf den Fliesen des Eingangs fallengelassen, ein dumpfer Aufprall hallte im Flur wider. Einer der Männer stellte stumm eine kleine graue Schachtel daneben ab, auf deren Deckel Hammer und Zirkel im Ährenkranz eingeprägt waren, die markanten Symbole der Deutschen Demokratischen Republik. Dann stiegen sie wieder in den Wagen, der Motor heulte auf, und der Kombi verschwand in der Dunkelheit.

„Und jetzt?“, fragte die Frau in den leeren Flur hinein. – „Tragen. Hier kann die Leiche nicht liegen bleiben.“ Die zweite Frau verzog das Gesicht und schob den schweren Sack wortlos über den Boden.

Es dauerte fast eine Stunde, bis die beiden Frauen die Last in den zweiten Keller geschafft hatten. Die Stille des alten Gemäuers schien schwer auf ihnen zu lasten, während sie den Sack in einen dunklen Raum rollten, den sie für diesen Zweck ausgesucht hatten. Ein letzter Blick, dann fiel die schwere Tür wieder ins Schloss. Eine der beiden Frauen drehte den Schlüssel zweimal um und steckte ihn ein.

„Hier ist sie sicher“, sagte die andere leise. Ohne ein weiteres Wort verließen die Frauen den Keller und schlossen die Tür hinter sich. Ihre Schritte hallten in der Kälte des Treppenhauses wider, als sie nach oben stiegen, die Schachtel an sich nahmen und in der Nacht verschwanden.

Der Auftrag

Ein Leichenfund

Wien-Zentrum, Gegenwart, ein Junitag

Die schwere, verzierte Eingangstür des Palais von Eckstein lässt sich nur mit einem gewissen Kraftaufwand öffnen. Das Knarren der alten Scharniere hallt durch die Eingangshalle, die in kühles Dämmerlicht getaucht ist. Die Luft im Haus ist kühl, fast klamm, als ob die alten Mauern die Kälte des frühen Morgens noch lange festhalten. Kein freundlicher Ort, denke ich, während ich eintrete. Nicht, dass ich solche Orte nicht erwarten würde.

Lena von Eckstein wartet am Fuß der breiten Marmortreppe auf mich. Ihr Blick ist aufmerksam, als ich näher komme, doch ihre Haltung bleibt distanziert. Kühle Eleganz. Ihr blondes Haar liegt perfekt, ihre grünen Augen sind ruhig, aber wachsam. Sie wirkt, als hätte sie den Morgen lange vorbereitet, damit sie keinen Raum für Überraschungen lässt.

„Frau Richter, ich bin Ihnen dankbar, dass Sie so schnell kommen konnten“, sagt sie, ohne den Blick von mir zu nehmen. Die Stimme passt zu ihrem Auftreten: kühl, kontrolliert, keine Emotionen, die sich in den Ton einschleichen.

„Es klang nach einem Fall, der meine Aufmerksamkeit verdient“, erwidere ich. Ich halte die Augen auf sie gerichtet, versuche, mehr hinter dem zu sehen, was sie sagt. Ihr Auftreten passt zu dem Haus. Alt, herrschaftlich, repräsentativ – aber hinter all dem könnte sich alles Mögliche verbergen.

„Ich hoffe, dass dem so ist.“ Sie lächelt kurz, ein flüchtiges, knappes Lächeln, das mehr Routine als echte Freundlichkeit zeigt. „Kommen Sie, ich möchte Ihnen den Fundort zeigen.“

Lena dreht sich um, und ich folge ihr die breite Treppe hinab in den Keller. Die Schritte hallen dumpf auf dem kalten Marmor, und mit jedem Schritt wird die Luft kühler. Unten im Keller herrscht eine Feuchtigkeit, die sich in die Haut frisst. Irgendetwas an diesem Ort macht mich aufmerksamer, als es ein einfacher Leichenfund tun sollte.

Die Wände sind feucht, stellenweise schimmelt der Putz. Der Boden ist uneben und feucht, als würde das Haus selbst langsam verfallen. Lena bleibt vor einer massiven Holztür stehen, die von einem bronzenen Knauf

gehalten wird. Sie dreht den Knauf und öffnet die Tür mit einem schweren Ruck. Ein dumpfer, modriger Geruch schlägt mir entgegen.

Der Raum dahinter ist klein, das Licht kommt von einer einsamen Glühbirne, die von der Decke hängt. „Hier hat man sie gefunden“, sagt Lena und deutet auf den Boden in der Mitte des Raums. „Die Bauarbeiter stießen auf den Leichnam, als sie den Keller für die Einleitung der Fernwärme vorbereiteten. Die Polizei war schnell zur Stelle, aber sie haben den Fall rasch abgeschlossen.“

Ich gehe in die Hocke und betrachte den Boden. Der Beton ist rau, stellenweise noch feucht, obwohl die Arbeiten längst abgeschlossen sind. Im Hintergrund streben offensichtlich neue, rot eingepackte Rohre aufwärts. Es ist nichts mehr zu sehen, was auf die Leiche hinweist. Ich frage mich, warum man den Fall so schnell abschließen wollte.

„Ungewöhnlich“, sage ich, während ich mich langsam aufrichte. „Dass die Polizei das so schnell als erledigt ansieht.“

Lena nickt knapp. „Ja, das fand ich auch. Es ging alles sehr schnell. Vielleicht, weil der Todeszeitpunkt so lange zurückliegt. Der Autopsiebericht sprach von den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.“ Ich blicke Lena an, für sie ist das genauso historische Vergangenenheit wie für mich.

Ihre Antwort ist sachlich, neutral, als würde sie nur die offensichtlichen Fakten wiederholen. Aber sie wirkt zu beherrscht. Zu wenig überrascht, zu wenig besorgt. „Haben Sie irgendwelche Unterlagen oder Hinweise, die den Fall vertiefen könnten?“, frage ich sie, während ich sie direkt ansehe.

„Nein“, sagt sie. Das Lächeln, das jetzt kurz ihre Lippen umspielt, ist zu glatt, als dass ich es ernst nehmen könnte.

Ich gehe noch einmal gedanklich durch, was ich gesehen habe. Lena sagt, die Polizei hätte den Fall „rasch abgeschlossen“, aber irgendwas an dieser Geschichte passt nicht. Rasch abgeschlossen ist selten eine gute Nachricht. Es bedeutet meistens, dass jemand nicht weiter graben will.

„Kommen Sie, wir gehen wieder nach oben“, sagt Lena. Ihre Stimme ist jetzt fast beiläufig, als wolle sie den Keller so schnell wie möglich hinter sich lassen. Sie wendet sich um, und wir verlassen den Raum.

Der Salon ist in warmes, gedämpftes Licht getaucht, ein fast überwältigender Kontrast zum kalten Keller, aus dem wir gerade gekommen sind. Doch Lena bleibt unberührt, ihre kühle Ausstrahlung unverändert. Sie deutet auf das Sofa, setzt sich mir gegenüber und betrachtet für einen Moment ihre eigenen Hände, bevor sich unsere Blicke wieder treffen.

„Was erwarten Sie von mir?“, frage ich sie und lehne mich im Sessel zurück. „Der Fall ist alt, Spuren sind kaum vorhanden.“

Lena atmet tief ein, dann erwidert sie leise: „Ich habe Sie ausgewählt, weil ich gehört habe, dass Sie schwierige Fälle lösen. Ich brauche Ihre Diskretion.“

Ich nicke und überlege, ob ich noch einmal nach dem Grund für ihre Eile fragen sollte. Doch ihr Blick verrät mir, dass ich nicht viel mehr herausbekommen werde. Noch nicht.

„Bevor ich gehe, möchte ich Sie nur darauf hinweisen, dass mein Honorar unabhängig von einem Erfolg fällig wird“, sage ich. Lena zögert keine Sekunde und nickt. „Das ist selbstverständlich.“

Bevor ich mich zum Gehen wende, bemerke ich, wie sie eine CD-ROM von einem Sideboard nimmt. „Ich habe es geschafft, an die Polizeibilder des Leichenfundes zu kommen. Ich dachte, das könnte Ihnen helfen.“

Ich nehme die CD-ROM entgegen und nicke. „Das wird sicher nützlich sein.“

Lena steht auf und begleitet mich zur Tür. „Ich zähle auf Sie, Frau Richter“, sagt sie und wirft mir einen letzten Blick zu, bevor ich das Palais verlasse.

Ein ehemaliger Kollege

später

Die Stille in meiner Wohnung lastet drückend auf mir. Es ist wie immer ganz am Anfang eines neuen Falles: Da ist diese Unruhe, bevor ich den ersten konkreten Ansatzpunkt gefunden habe. Die CD-ROM mit den Polizeibildern muss ich erst umkopieren lassen, mein letztes Laufwerk ist defekt. Ich erwarte mir davon aber ohnehin nicht viel. Die Leiche wird mir nicht erzählen, was die Ermittler vielleicht schon herausgefunden haben.

Die Ermittler. Mein Handy liegt vor mir auf dem Tisch. Der Name, den ich schon so oft gewählt habe, schwebt in meinem Kopf. Markus.

Ich atme tief durch, dann tippe ich seine Nummer ein. Zweimal klingelt es, bevor er abhebt.

„Verena“, sagt er, mit einem Ton, der Überraschung nicht ganz verbergen kann. „Das ist ja eine Freude.“

„Markus“, antworte ich, bemüht, meine Stimme neutral zu halten. „Ich hoffe, ich störe nicht.“

„Kommt darauf an.“ Ich höre, wie er sich in seinem Stuhl zurücklehnt. „Worum geht’s?“

„Es geht um den Fall Palais Eckstein“, sage ich, ohne Umschweife. „Die Leiche im Keller.“

Er bleibt einen Moment still, dann höre ich nur seinen leisen Atem am anderen Ende der Leitung. „Palais Eckstein, ja?“ Seine Stimme klingt jetzt kühler, distanzierter. „Was interessiert dich daran, Verena?“

„Ich habe einen Auftrag bekommen. Lena von Eckstein will, dass ich herausfinde, wer die Leiche ist.“ Meine Stimme klingt ruhiger, als ich mich fühle. „Die Polizei hat den Fall abgeschlossen, aber sie glaubt, dass mehr dahintersteckt.“

„Verena“, sagte er, während sich seine Stimme senkte, als hätte er sich gerade einen schweren Mantel umgelegt. „Ich weiß nicht, ob ich dir dabei helfen kann.“

„Markus, bitte.“ Ich höre selbst den dringlichen Ton in meiner Stimme. „Es geht nur um ein paar Hinweise. Wir waren doch mal Freunde, oder?“

„Freunde“, wiederholt er mit einem leichten, bitteren Lachen. „Ja, wir waren mal Freunde. Lass uns das nachmittags besprechen. Ich habe um fünf Zeit. In meinem Büro.“

„Danke, Markus.“ Meine Stimme klingt jetzt erschöpft. „Bis dann.“

*

Endlich dreiviertel fünf. Markus' Büro liegt im zweiten Stock eines tristen Verwaltungsgebäudes. Die Wände sind in einem faden Grau gestrichen, und der Geruch von altem Papier und kaltem Kaffee hängt in der Luft wie eine unangenehme Erinnerung. Ich klopfe an die Tür, und als ich eintrete, sehe ich ihn hinter seinem Schreibtisch sitzen, der mit Aktenstapeln und einer halb vollen Kaffeetasse überladen ist.

„Verena“, begrüßt er mich, ohne aufzustehen. Seine Augen mustern mich kurz, dann zeigt er auf den Stuhl vor ihm. „Setz dich.“ Markus hat sich kaum verändert. Er ist groß und schlank, sein Uniformhemd ist bis zum dritten Knopf geöffnet, über dem dunklen Teint seines freundlichen Gesichts steht ein Bürstenhaarschnitt, der – das ist neu – schon leichte Ansätze ins Grau zeigt.

Ich nehme Platz, und sofort liegt diese vertraute Anspannung in der Luft. Es ist eine Weile her, dass wir einander so gegenüber gesessen haben, und die Erinnerungen kommen unaufhaltsam zurück.

„Wie läuft's in deiner Detektei?“, fragt er beiläufig, während er eine Akte zur Seite schiebt.

„Es läuft“, antworte ich knapp. „Nicht so spannend wie bei der Polizei, aber es hält mich auf Trab.“

Er nickt. „Und warum interessiert dich der Fall Eckstein so sehr, dass du mich deshalb anrufst?“

Ich lehne mich zurück, lege die Hände auf die Armlehnen des Stuhls. „Lena von Eckstein glaubt, dass es mehr hinter dem Leichenfund gibt. Sie will, dass ich die Wahrheit herausfinde.“

Markus verzieht das Gesicht zu einem skeptischen Ausdruck. „Verena, ich sage es dir nur ungern, aber lass die Finger davon. Es ist nicht dein Fall.“

„Was meinst du?“ Meine Stimme wird schärfer. „Warum sollte ich die Finger davon lassen?“

„Weil es so entschieden wurde“, sagt er, ohne den Blick abzuwenden. „Von oben. Es gibt Dinge, die besser unberührt bleiben. Und dieser Fall ist einer davon.“

„Von oben?“ Ich kann den Ärger kaum verbergen. „Willst du mir etwa sagen, dass das Ganze vertuscht werden soll?“

„Ich sage dir nur, was man mir gesagt hat.“ Er hebt beschwichtigend die Hände. „Es ist besser für dich, wenn du dich nicht weiter damit beschäftigst.“

„Seit wann spielst du das Spiel nach deren Regeln, Markus? Das bist nicht du.“ Ich spüre, wie mein Temperament aufwallt. Die Hitze der Enttäuschung und Wut.

Er seufzt tief und reibt sich die Schläfen, als würde er Kopfschmerzen haben. „Verena, die Zeiten ändern sich. Es ist nicht immer alles so einfach, wie du denkst. Manchmal muss man sich anpassen, um zu überleben. Denk dran, was vor zwei Jahren passiert ist.“

Nein, ich denke jetzt nicht dran, an die Ereignisse, die mich faktisch gezwungen haben, den Polizeidienst hinter mir zu lassen. Und Markus gleich mit. Ich verscheuche die Gespenster.

„Anpassen?“ Ich stehe auf und sehe ihn fest an. „Ist das dein Ernst? Ich dachte, du wärst anders.“

Markus schaut auf und für einen kurzen Moment sehe ich eine tiefe Traurigkeit in seinen Augen. „Ich bin anders. Aber ich kann auch nichts ändern, Verena. Nicht in diesem Fall. Bitte, lass es gut sein.“

Ich spüre die Enttäuschung in mir aufsteigen, doch ich weiß, dass er etwas verschweigt. „Kann ich kurz das WC benutzen?“, frage ich, bemüht, meine Stimme so neutral wie möglich zu halten.

Markus' Gesicht hellt sich für einen Moment auf. „Klar“, sagt er mit einem leicht sarkastischen Lächeln. „Manche Dinge ändern sich nie, was?“

Ich verlasse das Büro und gehe den schmalen Korridor entlang zum WC. Während ich das Wasser über meine Hände laufen lasse, denke ich über unser Gespräch nach. Etwas an ihm war jetzt zum Schluss merkwürdig, er konnte es nicht erwarten, dass ich das Büro verlasse.

Als ich zurückkomme, steht Markus immer noch am Fenster und starrt hinaus. Ich trete näher, um ihm die Hand zu geben, und bemerke, dass er etwas vor mir verbirgt. Ein kurzes Zögern, dann sieht er mir in die Augen. „Pass auf dich auf, Verena“, sagt er mit einer seltsamen Dringlichkeit in seiner Stimme.

„Immer“, antworte ich, während ich die Handtasche aufhebe. Markus war ungewöhnlich nervös, und es bleibt dieses Gefühl, dass er mir mehr sagen wollte, als er durfte.

Als ich das Gebäude verlasse – einst meine Dienststelle, jetzt nur noch ein Schatten meiner Vergangenheit – spüre ich, dass ich einen Hinweis übersehen habe. Irgendetwas hat er mir durch sein Verhalten vermittelt. Aber wo soll ich anfangen zu suchen?

Ein erster Hinweis

Am späten Abend

Das Wohnzimmer liegt still im Halbdunkel, und die Nacht draußen ist tief und undurchdringlich. Das gedämpfte Licht meiner Stehlampe wirft lange Schatten über den Tisch, und die Zeit scheint sich zu dehnen. Nach einem Tag voller Rätsel fühlt sich mein Kopf wie in Watte gepackt an – dumpf, benommen, doch gleichzeitig kommen meine Gedanken nicht zur Ruhe.

Vor mir, auf dem Couchtisch, liegt meine Handtasche. Etwas daran zieht immer wieder meine Aufmerksamkeit auf sich, als wäre da etwas, das ich übersehen habe. Ich denke an Markus, an sein seltsames Verhalten beim Abschied. Hatte er mir nicht mit diesem fast zu ernsten Blick etwas vermitteln wollen?

Ich greife in die Tasche und durchwühle sie, fast mechanisch, und da ist es – etwas Kleines, Kaltes, das meine Finger streifen. Verwundert ziehe ich es heraus: ein kleiner, unscheinbarer USB-Stick. Kein Hinweis darauf, woher er kommt oder was sich darauf befindet. War das Markus? Hat er ihn mir heimlich zugesteckt, ohne etwas zu sagen? Oder ist es doch ein Stick von mir, den ich schon so lange herumschleppe, dass ich ihn vergessen habe?

Es gibt nur einen Weg, das herauszufinden: Ich setze mich aufrecht hin und schiebe den Stick in den Laptop. Ein leises Klicken, das Summen des Lüfters, dann erscheinen die ersten Dateien auf dem Bildschirm.

„Bericht_73“, „SN_Leipzig“, „Verhör_P“. Es sind eine Menge Dateien, doch jede von ihnen strahlt eine Dringlichkeit aus, die mich sofort gefangen nimmt. Die Namen sind kryptisch, das ist sicher keine meiner eigenen

Arbeitsunterlagen. Mein Herz beginnt schneller zu schlagen, als ich den Ordner „Personenakte_SN“ öffne.

Das erste Dokument, das sich öffnet, ist ein ausgeblendetes Protokoll, vermutlich ein alter Stasi-Bericht. Ein Name springt mir ins Auge, und mit ihm beginnt sich ein seltsames Gefühl in meiner Magengrube auszubreiten. Wer war sie?

Der Bericht enthält nur vage Informationen – nichts Konkretes, keine persönlichen Details. Aber es genügt, um meine Neugier zu wecken. Warum war dieser Name so wichtig? Und warum ist er mit Leipzig verbunden? Es gibt hier mehr, als auf den ersten Blick ersichtlich ist.

Eine weitere Datei zeigt eine Liste von Namen, die ich überfliege. Noch mehr Namen, die mir nichts sagen. Leipzig, 1974, Stasi. So viel ist klar: Ich habe hier schlagartig eine Fülle von Material bekommen, die die Lösung des Falles jedenfalls deutlich näher rückt als die vage Information von Lena. Die Frage ist: Wo beginnen?

Ich lehne mich zurück und schließe den Laptop. Die Nacht draußen ist tiefschwarz, und mein Kopf beginnt zu schmerzen. Irgendetwas stimmt hier nicht. Ich schaue noch einmal auf den Stick, drehe ihn in der Hand.

Etwas daran fällt mir jetzt auf. Eine winzige Stelle an der Seite des Gehäuses sieht seltsam aus – als hätte jemand etwas abgekratzt. Ich kneife die Augen zusammen, betrachte es genauer. Wer würde so etwas tun? Und warum?

Ich spüre, dass ich etwas übersehen habe. Ich hole die UV-Lampe aus dem Schrank, schalte das Licht im Wohnzimmer aus und leuchte auf den Stick. Die abgewischte Stelle beginnt zu leuchten, langsam tauchen Buchstaben auf: „Elke S.“

Ich halte die Luft an. Markus. Seine Handschrift erkenne ich sofort. Elke S.? Elke ist kein häufiger Name. Zurück zum Laptop, den Stick wieder hinein. Wo war noch mal die Liste? Ah, hier: Es muss Elke Schneider sein. Ich habe jetzt einen klaren Anhaltspunkt.

Ich klicke weiter durch die Ordner, blättere durch die kryptischen Dateinamen, und erst allmählich ergibt sich eine zeitliche Reihenfolge. 1973 ist das früheste Jahr, das ich finde. Und es scheint um Elke zu gehen. Warum nicht mit ihr beginnen?

Elke Schneider

Elkes Rekrutierung

Hennigsdorf, Mai 1973

Der Lärm der Pressmaschinen dröhnte durch die Werkhalle, als Elke die ölverschmierten Hände an einem alten Lappen abwischte. Der Vorarbeiter, ein gedrungener Mann mit dichten grauen Haaren, trat an sie heran, die Stirn in Falten gelegt.

„Du sollst ins Büro kommen“, brummte er, ohne sie richtig anzusehen. „Gestern wieder die Klappe zu weit offen gehabt?“ Elke zuckte mit den Schultern, warf das Tuch beiseite und ging zur Personalgarderobe. Ein flaes Gefühl machte sich in ihrem Magen breit.

Sie wusch sich schnell Hände und Gesicht, dann betrachtete sie sich im schmalen Spiegel neben den Waschbecken. Ihre blonden Haare lagen kurz und ordentlich an, aber der Schweiß des Tages ließ sie dunkler wirken. Die blauen Augen wirkten wach, ein wenig trotzig, wie immer, wenn sie spürte, dass etwas im Anzug war. Ihre schlanke Figur war auch im Blauemann gut zu erkennen, ihr Gesicht wirkte offen, erweckte aber oft den Eindruck, dass hinter dem Lächeln mehr lag. Ja, hübsch war sie wohl, das wusste sie. Aber das war nicht das, was die jungen Männer an ihr unwiderstehlich fanden. Ein Lächeln huschte über ihre Lippen. Sie konnte haben, was sie wollte. Oder wen. Sie zwinkerte sich selbst zu, bevor sie die Garderobe verließ.

Der Gang zum Büro zog sich in die Länge. Mit jedem Schritt dachte sie über die möglichen Gründe nach. Vielleicht hatte sie es mit ihrer Kritik gestern übertrieben? Sie hatte sich über die langatmigen Ausführungen des Parteisekretärs geärgert, die zwar gut klangen, aber das bessere Essen in der Kantine kam jedenfalls auf dem Teller von Arbeiterinnen wie ihr nicht an. Oder der versprochene zweite Werksbus, der immer noch nur auf dem Papier existierte. War das der Grund?

Im Büro saß sie erst einmal eine Weile auf einem harten Stuhl. Die Sekretärin, Mitte fünfzig, tippte auf ihrer Schreibmaschine und würdigte Elke keines Blickes. Der muffige Geruch nach altem Tabak und abgestandnem Kaffee ließ den Raum wie einen Ort des Stillstands wirken.

Endlich öffnete sich die Tür zum Büro des Direktors. Schröder, ein Mann in einem schlecht sitzenden Anzug, stand unsicher in der Tür. „Frau

Schneider, kommen Sie bitte herein“, sagte er und rang sich ein bemühtes Lächeln ab.

Elke trat ein und sah sofort den Mann, der bereits in einem der Ledersessel saß. Er trug eine graue Uniform, die ihn fast in den Hintergrund verschwinden ließ, aber seine Präsenz war unübersehbar. Stasi. Elke wusste es sofort.

Der Direktor, sichtbar nervös, zeigte auf den Sessel neben dem Offizier. „Herr Weber vom Ministerium möchte ein paar Worte mit Ihnen wechseln.“ Schröder wirkte unbehaglich, seine Hände spielten nervös mit einem Papierstapel.

Weber blickte sie ruhig an, sein Lächeln kalt und kontrolliert. „Setzen Sie sich“, sagte er. Elke setzte sich, verschränkte die Arme und erwiderte seinen Blick. „Stasi?“ Ihre Stimme war ruhig, fast gelangweilt. Wegen ihrer vorlauten Art war der jedenfalls nicht hier, sie hatte Orlow erwartet, den mächtigen Parteisekretär des Betriebes.

Weber lächelte schmal und wandte sich dann mit einer knappen Handbewegung an den Direktor. „Wir kommen hier gut zurecht, Schröder. Sie können uns allein lassen.“ Der Direktor zuckte zusammen. „Ja, natürlich“, murmelte er und verließ hastig das Büro. Die Tür schloss sich schwer hinter ihm.

Weber lehnte sich zurück, musterte Elke mit einem durchdringenden Blick. „Schnell von Begriff, das gefällt mir“, sagte er ruhig. Er ließ sich Zeit, seine Worte zu wählen, als wollte er die Spannung im Raum auskosten. „Du bist zu klug, um in dieser Fabrik zu versauern, das weißt du selbst.“

„Ich habe mich nicht hergewünscht, das wissen Sie vermutlich. Was wollen Sie von mir?“ Elkes Stimme war fest, kühl. Sie hatte eigentlich eine kaufmännische Lehre oder Fachschule machen wollen, die Zuweisung an die Lokomotivfabrik hatte sie ihrem Schuldirektor zu verdanken.

„Mehr als das, was dir diese Werkhalle bieten kann.“ Weber hob eine Augenbraue. „Du langweilst dich hier. Pleuelstangen, Schichtarbeit, Karena, Kohl und Kartoffeln – du bist für mehr gemacht.“

Elke ließ sich nichts anmerken. „Und was wäre das für ein 'mehr', das Sie mir bieten können?“

Weber lächelte, sein Blick wurde intensiver. „Es gibt Leute, die auf der Leipziger Messe verhandeln. Sie haben Informationen, die uns interessieren. Und ich habe das Gefühl, dass du das Talent hast, diese Leute – sagen wir – für uns zu gewinnen.“

Elke fragte sich, ob sie richtig hörte. Sie wusste, dass es das gab, aber hinter vorgehaltener Hand, unter dem Radar der grauen Männer. Aber dass man sie so offen darauf ansprach? Sie dachte kurz an ihre Mutter, die im

Hafen in Rostock arbeitete, immer wieder Westsachen heimbrachte und ihr gegenüber in den letzten Jahren kein Geheimnis mehr daraus gemacht hatte, wie sie an die kam. Eine Alleinerzieherin musste überleben, Elke wertete nicht.

Sie überlegte: Die Aussicht störte sie nicht. Zumindest nicht, solange sie ihr half, aus der Fabrik herauszukommen. Sie hatte ihre Schlosserlehre längst abgeschlossen, hier steckte sie fest. „Und was bekomme ich dafür?“ Ihre Stimme klang kühl, distanziert.

„Reisen, Freiheit. Ein Leben, das du dir hier in Hennigsdorf nicht vorstellen kannst.“ Weber hielt kurz inne, seine blauen Augen fixierten sie. „Und das alles im Dienst des Sozialismus.“

Elke dachte kurz nach. Seit Erich Honecker Walter Ulbricht abgelöst hatte, war nichts mehr wie zuvor. Sie konnte sich nur auf ihre Intuition verlassen. Der Mann spielte mit ihr, aber er log nicht. Und die Aussicht, aus der Monotonie auszubrechen, reizte sie. Pleuelstangen oder Leipziger Messe? Das war keine schwere Entscheidung.

„Klingt interessant“, sagte sie knapp. „Aber schwierig als Arbeiterin mit den Armen bis zu den Ellbogen im Schmieröl.“

Weber taxierte sie. „Ich bin nicht Orlow“, antwortete er. „Ich mache Dinge fertig, die ich beginne.“ Elke beschloss, noch ein wenig auf den Busch zu klopfen. „Meine Schicht endet um sechs, ich nehme an ...“

Weber schien das erwartet zu haben. „Ich nehme an, du findest dir auch so wen“, winkte er ab. „Aber gute Einstellung.“ Er stand auf und reichte ihr die Hand. „Willkommen. Wir kümmern uns um den Rest.“

Elke spürte die Kälte seiner Finger, als sie die Hand schüttelte. „Und bis dahin?“, fragte sie. „Bleib, was du bist.“

Weber nickte ihr kurz zu und verließ das Büro.

Elke blieb einen Moment sitzen, startete auf die Tür, die sich hinter ihm geschlossen hatte. Eine andere Tür war gerade aufgegangen, und Elke würde nicht zögern, hindurchzugehen. Sie verließ das Büro mit einem Ausdruck, der Schröder noch lange mit offenem Mund zurückließ.

Verena: Hmmm, ob sie wohl wirklich verstanden hat, was sie da genau tun soll? Andererseits, wenn du schon als Kind damit konfrontiert bist und keinen Pastor kennst?

Jedenfalls scheint sie sich zu freuen, dass sie aus der Lokomotivfabrik wegkommt, und ein Kind von Traurigkeit war sie wohl sowieso nicht.

Ein neues Leben

Leipzig, August 1973

Der Sommerwind strich durch das offene Fenster des Transporters, als Elke neben Uwe saß, die Beine übereinandergeschlagen. Ihre blondes Haar wehte ihr immer wieder ins Gesicht, und sie schob die Strähnen mit einer beiläufigen Bewegung beiseite. Uwe warf ihr immer wieder verstohlene Blicke zu, die er schlecht verbarg, und sie erwischte ihn jedes Mal mit einem breiten Grinsen.

„Du solltest dich auf die Straße konzentrieren“, neckte sie ihn und stupste ihn mit dem Ellbogen an.

„Kannst du es mir übel nehmen?“ Uwe zwinkerte. „Ich hab selten so eine charmante – Genossin – neben mir sitzen.“

Elke streckte ihm die Zunge raus. Genossin. SED-Mitglied? Die Vorstellung war fast lächerlich. Das hatte sie nie gebraucht, um im Leben das zu bekommen, was sie wollte.

„Links abbiegen“, sagte sie, während sie auf die Karte tippte, die auf seinem Schoß lag. „Dann sind wir fast da. Es sei denn, du willst noch ein paar Runden drehen, nur um die Zeit mit mir zu verlängern.“

„Wenn’s nach mir ginge ...“, erwiderte er und lenkte den Wagen um die nächste Kurve. „Aber ich denke, du bist gespannt auf deine neue Wohnung.“

Elke lächelte. „Hey, ist das der Turm da drüben?“ Sie deutete auf ein zehnstöckiges Gebäude, das allein inmitten von unberührtem Grasland stand.

Ein paar Minuten später erreichten sie den hellen, modernen Plattenbau. Ein weiterer Bauplatz in der Nähe ließ vermuten, dass hier eine größere Siedlung entstehen sollte. Uwe brachte den Transporter zum Stehen und sah sie von der Seite an.

„Da wären wir. Mehr Charme, als ich erwartet hatte, oder?“

„Und wie“, antwortete Elke und stieg aus, streckte sich ausgiebig. „Hoffentlich nicht im zehnten Stock ohne Lift.“

Er grinste sie an. „Solang die Klospülung funktioniert, beschwer dich nicht.“

Sie ließ ihren Blick über das Gebäude schweifen. „Jetzt müssen wir nur noch den Hausmeister finden. Kalowski oder so.“

Gemeinsam machten sie sich auf die Suche und fanden ihn bei der Arbeit in einem Blumenbeet. Eine Zigarette hing locker in seinem Mundwinkel,

während er sich langsam aufrichtete und den beiden entgegenkam. Ein Schlüsselbund an seiner Hüfte klimperte leise bei jedem Schritt.

„Na, das muss die Neue sein!“, rief er, als er sie entdeckte. „Frau Schneider, nicht wahr? Willkommen im Block! Und Sie“, fügte er zwinkernd hinzu, „sind der Umzugshelfer oder der neue Mitbewohner?“

Elke schmunzelte und warf Uwe einen schelmischen Blick zu. „Das wäre ihm wohl entgangen“, sagte sie mit gespielter Unschuld. „Aber wer weiß?“ Ein Lächeln, eine flüchtige Berührung. Gerade genug, Uwe interessiert zu halten. Routine.

Kalowski lachte heiser, als ob er solche Sprüche schon tausendmal gehört hätte. „Hier wir’s Ihnen gefallen, junge Dame“, sagte er, während er sie und Uwe zum dritten Stock führte. „Helle Wohnung, ordentliche Nachbarn – und falls Sie mal was brauchen, ich bin nicht weit.“

Elke folgte ihm in die Wohnung. Sonnenlicht fiel durch die Fenster, und sie schloss kurz die Augen, um den Moment zu genießen. Ihre eigenen vier Wände. Keine Überwachung, keine Verpflichtungen, außer denen, die sie selbst wählen würde. Obwohl ... den Hausmeister würde sie im Auge behalten müssen. Typen wie er waren der Archetyp des kleinen IM, des „inoffiziellen Mitarbeiters“, der Westfernsehen oder zu flotte Sprüche meldete. Sie war sich beinahe sicher.

Der Mann führte sie durch die leeren Räume. „Noch ganz frisch“, sagte er. „Wie das ganze Gebäude.“

Elke nickte. „Nicht schlecht“, sagte sie und ging auf den Balkon hinaus, der einen Blick auf die grünen Flächen bot. „Das ist wirklich nett hier.“

Der Mann stand noch eine Weile da, betrachtete sie mit einem Ausdruck, der schwer zu deuten war. „Ich bin übrigens der Paule, und wir sind hier im Haus alle per du. Kalowski nennt mich nur das Amt.“ Sein Blick blieb für einen Moment an Elke haften, fast als wolle er sie einschätzen. „Falls es mal was zu besprechen gibt, ich bin im Parterre. Erste Tür links.“

„Gern, Elke“, rief sie ihm nach, doch sie bezweifelte, dass er das noch gehört hatte. Sie drehte sich langsam zu Uwe um, der noch in der Tür stand und sie musterte. „Und? Zufrieden?“, fragte er, während er die Arme vor der Brust verschränkte.

„Mehr als zufrieden“, antwortete sie und trat näher zu ihm. „Es ist ein Neuanfang, und ich habe ein gutes Gefühl dabei.“ Sie sah ihm in die Augen, spielte mit einer Haarsträhne, die ihr ins Gesicht fiel, und ließ den Moment bewusst in die Länge ziehen.

„Nur“, fragte er dann leichthin, „was machen wir jetzt mit dem Krempel im Wagen? Wie kommt der hier rauf?“ Elke setzte ein mädchenhaftes Lächeln auf. „An das habe ich überhaupt noch nicht gedacht“, flötete sie. Sie schien zu überlegen. „Kannst du mir vielleicht helfen? Oder hast du viel-

leicht noch einen Freund, dann ginge es leichter.“ Sie schaute Uwe mit großen Augen an. Ja nicht mehr sagen, das musste jetzt von ihm kommen.

Uwe apportierte brav. „Ich habe einen Bruder hier in der Stadt. Der könnte schon helfen, wenn ich ihm erzähle, was für eine nette junge Genossin ich gerade hergefahren habe.“

„Bruder“, wiederholte sie. „Soso. Ich hoffe mal, der ist ebenso gut gebaut wie du.“ Sie ließ ihren Blick langsam von Uwes Gesicht nach unten über seinen Körper streifen. Es war ihm sichtlich peinlich, dass sie seine Reaktion deutlich sehen konnte. Er fing sich aber gleich wieder und tat so, als müsste er nachdenken. „Na ja, ich könnte ihn fragen. Wir wären in einer Stunde hier.“

Elke lächelte. „Perfekt. Mach mal, dass du wegstommst, Uwe.“

Dann zog sie ihn zu sich, legte ihm die Arme um den Hals und gab ihm einen schnellen, spielerischen Kuss. Als er überrascht die Hände an ihre Hüften legen wollte, wich sie geschickt aus und zwinkerte ihm zu. „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.“ Uwe lachte und verließ die Wohnung mit einem nervösen Lächeln. Elke ging auf den Balkon, sah ihm nach, wie er in den Lieferwagen stieg und davonfuhr.

Als der Wagen die Straße entlangfuhr und um die Ecke verschwand, blieb Elke noch eine Weile auf dem Balkon stehen. Der Wind fuhr durch ihr Haar, das Rauschen der Bäume füllte die Stille. Sie dachte an das Lager zurück, an die kalte Professionalität der Schulungen, an die Männer, die man ihr als Partner zugewiesen hatte. Dort hatte sie auch die Kontrolle gehabt – aber es war anders gewesen.

Das hier fühlte sich leichter an. Echter. Sie führte die Jungs zwar am Nasenring herum, aber es würde Spaß machen, mit ihnen zu flirten, sich auf die beiden einzulassen, auch ein wenig die Kontrolle abzugeben. Sich schenken und dafür beschenkt werden. Vielleicht, doch wofür gab es schon Garantien?

Sie wandte sich ab. Zeit, den nächsten Schritt zu setzen. Einen perfekten Auftritt ohne Makel war sie sich selbst schuldig. Sie streifte also die Shorts und das T-Shirt achtlos ab, ließ auf dem Weg ins Bad ihren Slip zu Boden gleiten und stieg in die Dusche. Nach einer halben Stunde kehrte sie ins Wohnzimmer zurück, suchte aus dem Handkoffer, den sie mitgebracht hatte, sorgfältig ein Designer-Top und Jeans aus. West natürlich, die Sachen passten ihr perfekt. „Danke, Mama“, murmelte sie, als sie sich noch einen Hauch Schminke auftrug, gerade so, dass man es mit dem freien Auge nicht sah. Der Lieferwagen brummte bereits die Zufahrtsstraße heran, als sie wieder auf den Balkon trat und den beiden Jungs winkte.

Naja, mit – wie alt war sie da? – 20 oder 25, vielleicht nimmt frau es da noch leicht. Die Schrammen kommen erst später. Bei den meisten halt.

Aber schauen wir mal, was in diesem neuen Leben sonst noch auf sie wartet. – Das hier, was ist das? Ein Bericht über ihr Einstellungsgespräch in diesem Forschungslabor?

Ein Platz im System

*Leipzig, Forschungslabor des VEB Schienenfahrzeugbau,
eine Woche später*

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Elke über das Werksgelände des VEB Schienenfahrzeugbau Leipzig ging. Das Verwaltungsgebäude lag nur wenige Schritte entfernt, und um sie herum summt das Leben. Auf einer freien Fläche standen halbfertige Lokomotiven und Waggons, daneben einige Arbeiter, die sich gerade in ihrer kurzen Pause eine Zigarette anzündeten. Aus den Werkhallen drang das rhythmische Hämmern und Zischen der Maschinen, und irgendwo roch es nach frisch gebrühtem Kaffee.

Elke zog die Schultern zurück und atmete tief durch. Die Heimat war nicht immer grau, dachte sie. Sie wusste, dass dies ein besonderer Ort war – eines der wenigen Forschungslabore für den Schienenfahrzeugbau im ganzen Land. Doch sie wusste auch, dass es in ihrem Fall nicht darauf ankam.

Sie fühlte eine leichte Anspannung, als sie das Verwaltungsgebäude betrat. Nüchtern, aber gut in Schuss. Eine Tür stand offen, und eine Sekretärin mit hochgestecktem Haar sah nur kurz von ihrer Schreibmaschine auf. „Sie sehen aus, als würden Sie etwas suchen. Frau Schneider?“ – „Ja, Elke Schneider, ich wurde hierher zugewiesen.“ Sie kramte in ihrer Tasche. – „Schon gut, Sie sind avisiert. Gehen Sie gleich zum Chef durch. Er heißt übrigens Buchholz. Und per Sie bitte, er duzt nicht.“

Elke klopfte kurz an die Tür und öffnete sie, als sie ein knappes „Herein“ vernahm.

Der Werksleiter, ein großer Mann mit einem dichten Schnurrbart, saß hinter seinem Schreibtisch und blätterte in einigen Akten. Das Fenster hinter ihm ließ den Raum hell und freundlich wirken. Auf dem Tisch stand eine Tasse Kaffee, und es roch angenehm nach Tabak.

„Setzen Sie sich, Frau Schneider“, sagte er, ohne den Blick von den Papieren zu heben.

Elke nahm auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch Platz und wartete geduldig. Nach ein paar Augenblicken legte er die Akten beiseite und sah sie über den Rand seiner Brille hinweg an.

„Sie sind also die Neue aus der Lokomotivfabrik, ja?“, fragte er, seine Stimme fest, aber nicht unfreundlich.

„Ja, Herr Buchholz. Ich wurde versetzt.“

Er musterte sie einen Moment, dann nickte er. „Guter Abschluss als Schlosserin, ordentliche Arbeitsleistung“, sagte er knapp. „Sie sind nach Leipzig übersiedelt? In die Neubausiedlung, wie ich sehe. Nicht leicht, dort an Wohnungen zu kommen.“ Elke wartete ab.

„Sehen Sie, hier im Forschungslabor arbeiten wir anders.“ Er legte die Brille ab und rieb sich die Augen. „Das hier ist nicht Hennigsdorf. Es gibt weniger Routinearbeiten, mehr spezielle Projekte.“

Elke spürte einen Anflug von Nervosität. „Spezielle Projekte?“ – „Ja, spezielle Projekte. Nicht ganz so speziell wie Ihres, aber Menschen haben unterschiedliche Begabungen.“ Gegenseitiges Abtasten. Elke hielt seinem Blick stand. Sie wusste, was sie mittlerweile war, aber sie konnte sehr gut damit umgehen.

Er drückte die Zigarette im Aschenbecher aus. „Unser Staat schützt Ihr Recht auf Arbeit. Wenn Sie etwas im Beruf tun wollen, gehen Sie rüber in die Maschinenpflege, sagen Sie dem Vorarbeiter dort einen schönen Gruß, und was immer Sie sonst tun: Stehen Sie ihm nicht im Weg rum. Wir sind hier nicht in einem Kombinat zur Herstellung von Blechdosen, wir wollen die Fahrzeugtechnik voranbringen.“ Er schmunzelte leicht. „Tun Sie, was Sie tun müssen. Und sagen Sie Bescheid, wenn Sie länger weg sind. Wir sind hier eine Art Familie, wir wollen uns keine Sorgen um Sie machen.“

„Und die Stempelkarte?“, fragte Elke unverblümt. Er nickte leicht. „Sie denken mit, das ist ein gutes Zeichen. Susanne draußen erklärt Ihnen das. Haben Sie noch Fragen?“ Elke wusste, was erwartet wurde, und stand auf. „Danke für den freundlichen Empfang“, sagte sie unverbindlich. Sie wusste in diesem Augenblick um ihre Wirkung als Frau. Schmunzelte Buchholz wieder? Er ließ sich nicht in die Karten blicken.

„Und Schneider?“ Wieder dieser Blick. Elke konfrontierte ihn diesmal direkt, ihre Augen begegneten einander, und da war etwas jenseits des formellen Vorstellungsgesprächs. „Keine Unruhe hier im Werk. Ich denke, wir verstehen uns da sehr genau.“ Ein letzter prüfender Blick, Elke schien bestanden zu haben. „Und ansonsten ...“ Er legte seinen Finger auf seinen Mund.

„Verstanden und akzeptiert, Chef.“ Zu ihrer Überraschung stand Buchholz auf und kam hinter seinem Schreibtisch hervor. Sie hatte einen Augenblick den Eindruck, dass da der Mensch in ihm auf sie zukam, während die Hülle des Werksleiters weiter hinter dem Schreibtisch saß und Kaffee trank.

„Willkommen in Leipzig, Kollegin.“ Er streckte seine Hand aus. Elke nahm sie, das fühlte sich sehr echt an. „Danke, Chef.“ Sie tauschten einen letzten Blick aus, dann wandte sich Elke ohne ein weiteres Wort um und verließ das Büro.

Am Hinausweg sprach die Sekretärin Elke noch einmal an. „Willkommen auch von mir, Elke. Ich darf doch Elke sagen? Ich bin Susanne Millinger, aber alle rufen mich Susi. Ich bin so eine Art Anlaufstelle für die großen und kleinen Sorgen von allen hier.“ – „Gern, also dann, auf's du“, antwortete Elke ein wenig perplex. – „Gehst du noch mit auf einen Kaffee, Elke? Ein paar Sachen musst du noch wissen, bevor ich dich da unter die Männer lassen kann. Ach, und das mit der Stempelkarte natürlich auch.“ Ah klar, Susi musste eingeweiht sein, ohne die schien hier wenig zu laufen. Sie lächelte also freundlich zurück. „Gern, Susi.“

Unruhe

Durchgemacht

Wien-Simmering, ein Tag später

Zwei Uhr Nachmittag. Genau, was ich wissen wollte. Ich schenke meinem Wecker einen Blick tiefer Verachtung und versuche, mich in den zerwühlten Laken aufzurichten. Wie bin ich eigentlich ins Bett gekommen? Ein paar verschwommene Erinnerungen tauchen auf – der Stick, die Dokumente, der Kaffee, der längst kalt geworden war. Irgendwann muss ich aufgegeben haben.

Ich bleibe noch einen Moment liegen, starre an die Decke. Meine Gedanken sind wie Nebel. Es fühlt sich an, als hätte die Nacht nichts wirklich gebracht, außer mehr Fragen. Gut, diese Elke geht also nach Leipzig. Wozu, ist wohl auch klar. Aber was hat sie mit dieser Leiche zu tun? Und warum stand ihr Name außen auf diesem Stick?

Langsam richte ich mich auf und strecke mich. Mein Wecker zeigt mittlerweile 14:15, dem ist meine Verachtung egal wie immer. Die Blase meldet sich auch zu Wort. Nicht alle auf einmal, bitte. Ich zwingen mich endlich aus dem Bett, finde den Weg, dann in die Küche.

Der kalte Kaffee von letzter Nacht steht noch auf der Spüle. Ich schenke eine Tasse voll und wärme sie in der Mikrowelle. Autsch, bäh. Die Mikrowelle kann nichts dafür, dass er so nicht schmeckt. Dass er zu heiß ist, schon. Ich schütten die Tasse in die Spüle. Später. Ein dumpfes Gefühl der Unzufriedenheit drückt auf meine Brust, als ich mich an den Tisch setze und meinen Kopf in die Hände lege.

Vielleicht sollte ich Markus anrufen. Irgendwo in meinem Hinterkopf weiß ich, dass es nichts bringen wird. Er wird wieder ausweichen, er wird lügen – oder noch schlimmer: Er wird mich einfach abwimmeln. Aber hey – es war sein Stick. Woher sollte der sonst gekommen sein, und so eine Aktion passt zu ihm. Samt dem weggewischten Namen, aber so, dass ich ihn finden musste. Ich hasse mich für die Bilder, die verlässlich auch wieder auftauchen. Nein, das ist vorbei. Vorbei wie vorbei, Verena.

Ich nehme mein Handy und scrolle durch die Kontakte, bleibe kurz zögernd auf seinem Namen hängen. Und dann wähle ich doch seine Nummer. Es klingelt, und mit jedem Ton steigt meine Anspannung. Endlich hebt er ab.

„Verena?“ Er klingt überrascht, und vielleicht ein wenig zu kalt. Keine Spur von Wärme in seiner Stimme.

„Markus, der Stick. Du hast mir doch den Stick gegeben, oder?“ Es kommt härter heraus, als ich es wollte. Die Anspannung, die Müdigkeit, sie machen mich dünnhäutig.

Er schweigt, für einen Moment zu lang. „Wovon redest du?“ Seine Stimme klingt jetzt gereizt. Abwehrend.

„Du weißt genau, wovon ich rede.“ Meine Stimme wird schärfer, die Kontrolle rutscht mir langsam aus den Fingern. „Hör auf, mich für blöd zu verkaufen. Du hast ihn mir gegeben, und jetzt tust du so, als wäre da nichts.“

Markus schnauft durch die Nase, ich kann es fast hören. „Verena, ich hab dir keinen verdammten Stick gegeben, okay? Du bildest dir was ein.“ Sein Ton ist jetzt kühl, wie eine Mauer, die sich vor mir auftut.

„Ich bilde mir nichts ein“, sage ich scharf, aber die Wut beginnt in mir zu brodeln. „Warum machst du das, Markus? Warum kannst du nicht einfach zugeben, dass du mir hilfst? Was hast du davon, mich anzulügen?“

Er schweigt wieder. Dieses Schweigen, das mich zur Weißglut bringt. Dann, fast beiläufig: „Ruf mich bitte nicht mehr an. Ich hab keinen Bock mehr auf deine Paranoia.“

Ich spüre, wie die Wut in mir aufkocht, aber ich versuche, ruhig zu bleiben. „Weißt du was, Markus?“, sage ich mit angespannter Stimme. „Gut. Ich ziehe das ohne dich durch. Und wenn ich dabei auf die Schnauze fliege, dann weiß ich wenigstens, dass ich das nur mir selber zu verdanken habe.“

„Verena ...“ Er klingt plötzlich anders, aber ich will es nicht hören. Ich lege auf, ohne eine Antwort abzuwarten. Ich starre auf das Handy, und die Worte hallen noch in meinem Kopf nach.

Meine Wut mischt sich mit Enttäuschung. Es ist immer dasselbe mit ihm. Immer. Er stößt mich weg, lässt mich hängen, aber er schafft es doch jedes Mal, dass ich ihn nicht ganz loslassen kann. Die Wut brodeln weiter, ich merke, wie sie mich langsam überwältigt. Vorbei. Siehst du es jetzt endlich ein, Verena?

Das Handy plonkt. Was will er noch? Sicher nicht! Ich starre das Gerät an, doch es ist eine Kalendernachricht. „Paul“ steht da und drei Herzerl dahinter. Wer hat denn das geschrieben? Der Gedanke an den Chat vor zwei Wochen ist gerade ganz weit weg. Ich atme tief durch und tippe mechanisch eine Nachricht. „Sorry, Paul. Nicht deine Schuld, aber keine gute Idee heute.“

Seine Antwort kommt schnell. „Schade. Meld dich, wenn du magst.“

Ich schnaube. Du kannst nichts dafür, Paul, denke ich. Aber ich auch nicht. Ich lösche den Kalendereintrag und den Kontakt auch gleich. „Das Glück gibt’s tausendmal“, die dünne Stimme der Annett Louisan spukt mir kurz durch den Kopf.

Ich muss raus hier. Ich überlege kurz. Das Hegel. Ja, das wird guttun. Einfach irgendwo sitzen, ein Buch aufschlagen und so tun, als würde ich mich für ein paar Stunden nicht um die Welt scheren. Und über Berti lächeln. Muss ich jetzt schon.

Erst noch einen Menschen aus mir machen. 20 Minuten später bin ich so weit. Nicht grandios, aber „kann man lassen“, sag ich zu meinem Spiegelbild. 16:30 sagt mein Wecker. Ich strecke ihm die Zunge raus, bevor ich die Wohnung verlasse. Die Tür knallt ein bisschen zu laut, und Markus kann es nicht einmal hören. Schade.

Im Café Hegel

Am Abend

Ich merke, wie ich in der entspannten Atmosphäre des Hegel langsam runterkomme. Ich blättere seit einer Weile in einem Bildband über Leipzig, aber meine Gedanken gleiten immer wieder zu der jungen Frau ab, die ich in den Akten gefunden habe – Elke Schneider. In diesem Moment ist die tote Frau im Keller, wer immer sie ist, weit weg. Es ist das Bild von ihr auf ihrem Balkon, wie sie ihrer „Zielperson“ für die Nacht nachsieht. So euphorisch, so voller naiver Unschuld und Lebenslust. Ein leichtes Lächeln auf den Lippen, halb Belustigung, halb Wehmut. Wusste sie schon, wie flüchtig solche Momente sind? Vielleicht war es ihr auch einfach egal. Wie alt war sie da? 20, 25 vielleicht?

Ich blättere weiter, versuche mich auf die nächste Seite zu konzentrieren, die eine Aufnahme von Leipzig bei Sonnenaufgang zeigt. Die Stadt wirkt in den Bildern so ruhig, so gelassen – das perfekte Setting für jemanden wie Elke, die vielleicht einfach nur ein kleines Stück Freiheit wollte. Doch die Gedanken an sie vermischen sich mit meinem eigenen Leben, der Erinnerung an viele – zu viele – solche Momente, an die Bruchstücke, die davon übrig geblieben sind. Mit einem davon habe ich heute Nachmittag telefoniert. Ach, was soll’s. Ich schließe das Buch, atme tief durch.

„Braucht die Seele noch einen?“ Berti – der immer alles sieht, aber nie fragt. Er steht plötzlich neben mir, den leeren Schwenker in der Hand, und schaut mich an, als könnte er die Wehmut in meinem Gesicht lesen.

„Nein, danke, Robert, aber noch einen Kaffee. Schwarz wie die Nacht und meine Seele, aber frag nicht bitte.“ Ich versuche ein Lächeln, aber es fällt mir schwer. Es ist, als hätte er direkt in meine Gedanken gesehen.

„Kommt sofort“, sagt er, ohne weiter nachzuboahren, und verschwindet Richtung Theke. Muss ich mir Sorgen machen, dass da heute kein „Ich hab hier um halb zwölf Schluss“-Spruch kam? Kein „Einfach Berti“-Blick? Ein Spiel, nichts weiter, aber ...

Ich lege den Bildband beiseite, lasse meinen Blick durch das Hegel schweifen. Es ist später Abend, das Café ist gut besucht, aber nicht voll. An den anderen Tischen wird gelesen, hier und da gespielt – die vertraute Mischung aus Büchern und Brettspielen, die das Hegel zu einem zweiten Wohnzimmer für viele gemacht hat. Ich mag es, hier zu sitzen. Der Lärm ist gedämpft, alles läuft in seinem eigenen ruhigen Rhythmus. Manchmal reicht das schon, um den Kopf freizukriegen.

Ich stehe auf, will zur Kassa gehen, um zu zahlen, doch das Mädchen ist gerade nicht da. Während ich warte, wandert mein Blick erneut durch den Raum – über die Bücherregale, die leisen Gespräche, die Lampe in der Ecke – und dann sehe ich sie. Lena.

Sie sitzt im Halbdunkel an einem der hinteren Tische, das Licht einer kleinen Tischlampe wirft weiche Konturen über ihr Gesicht. Ihr Lächeln ist konzentriert, während sie mit einer Dame Schach spielt, deren Rücken zu mir gewandt ist. Lenas schlanke Finger bewegen sich vorsichtig über das Schachbrett, ihr Blick dabei ruhig, fast spielerisch.

Ich stocke. Ist das wirklich Lena? Die Frau, die mich engagiert hat? Mein erster Impuls ist, einfach zu gehen. Aber bevor ich mich entscheiden kann, hebt sie den Kopf, und hat mich auch schon entdeckt. Ihre Augen bleiben an mir hängen, nur für einen kurzen Moment. Ein leichtes Zucken in ihrem Mundwinkel, dann ein Lächeln, das wärmer wird, offener.

Sie neigt leicht den Kopf, als würde sie mich still fragen: „Kommst du herüber?“ Ohne viel nachzudenken, mache ich einen Schritt in ihre Richtung, zögere aber dann doch wieder.

Die Dame, mit der sie spielt, scheint gerade ihren letzten Zug gemacht zu haben. Lena schaut aufs Brett, ihr Lächeln vertieft sich – Schachmatt. Ihre Gegnerin schüttelt leicht den Kopf, erhebt sich und verabschiedet sich freundlich, bevor sie den Tisch verlässt.

Lena bleibt allein zurück, schaut zu mir, dann auf den freien Stuhl gegenüber ihr. Sie hebt die Hand, eine einladende Geste. Es wäre seltsam, jetzt einfach zu verschwinden.

Ich gehe hinüber.

„Frau von Eckstein?“ Ich lächle leicht und versuche, den Überraschungsmoment zu überspielen. „So ein Zufall, sind Sie öfter hier?“

Lena hebt den Kopf, ihr Blick ruhig und freundlich, fast spielerisch. „Ja, es gibt nicht mehr so viele Orte, an denen man Schach spielen kann.“ Sie deutet auf den freien Stuhl gegenüber ihr. „Setzen Sie sich doch. Oder ...“ Sie zögert für einen Moment, während ich mir etwas linkisch den Stuhl heranziehe und Platz nehme.

„Wollen wir uns der allgemeinen Gepflogenheit hier anschließen und uns du sagen? Ich bin Lena, würde mich freuen.“

Ich blinzele kurz, ein wenig überrumpelt, aber dann rücke ich mir den Stuhl zurecht und reiche ihr die Hand. „Verena“, sage ich, ein schwaches Lächeln auf den Lippen. Aber ja, es passt für mich. Ich setze mich ihr gegenüber.

Es folgt eine Stille, die spürbar in der Luft hängt. Das Gespräch versiegt so abrupt, dass es fast schmerzt. Ich lehne mich leicht zurück, meine Finger ruhen auf dem Tisch, doch es fühlt sich an, als wäre plötzlich etwas Unsichtbares zwischen uns. Keine von uns sagt etwas, und das Schweigen wird so dicht, dass ich den Blick abwenden muss.

Ich lasse meine Augen durch das Café wandern, um der Stille zu entkommen. Die gedämpften Gespräche an den anderen Tischen, das sanfte Klicken von Schachfiguren, die über ein Brett gleiten. Ich habe seit Kindertagen in solchen Momenten ein verbales Blackout, es gibt da nichts, was ich „nicht herausbringen“ könnte. Ich warte also ab.

„Du willst mir jetzt nicht direkt erzählen, was ich dich nicht gefragt habe: Du hast noch nicht viel, was?“ Lenas Stimme durchbricht die Stille mit einer Leichtigkeit, die mich überrascht. Sie lächelt, und ich merke, wie die Spannung aus mir weicht.

„Nun, ähm“, sage ich, noch leicht verunsichert. „Seit gestern ...“

Bevor ich den Satz zu Ende bringen kann, legt Lena sanft ihre Hand auf meine. Die Geste ist leicht, kaum spürbar, und doch schickt sie eine Welle durch mich. Es ist nicht die Berührung an sich, sondern das, was sie signalisiert – Nähe, Verständnis, vielleicht sogar ein bisschen mehr. Aber der Gedanke wird von meiner eigenen Unsicherheit übertönt, bevor er wirklich greifbar wird.

„Ich wollte dich nicht drängen“, sagt sie sanft, und ihre Haltung verändert sich. Sie ist wieder ganz Dame, ruhig, kontrolliert. Der Augenblick ist vorbei, als wäre er nie da gewesen. „Hast du eine Idee, wie du das angehen wirst?“

Ich überlege, wie ich antworten soll. „Das nicht“, gebe ich schließlich zu, „aber ich habe einen ...“ Ich zögere, aber warum eigentlich? Es ist doch sowieso egal. „Ich habe einen Ex-Lover bei der Polizei. Er hat mir ein paar Dinge aus der Untersuchung erzählt. Bevor der Fall niedergeschlagen wurde.“

Ich beobachte sie genau, suche in ihrem Gesicht nach einer Reaktion. Lena bleibt vollkommen ruhig, ihr Blick ist unergründlich. Nichts. Keine Überraschung, kein Zucken im Augenwinkel. Gar nichts.

„So viel kann ich sagen: Irgendwie führt das Ganze in die DDR der siebziger Jahre.“

Lena wirkt einen Moment nachdenklich, bevor sie leise sagt: „DDR, interessant.“ Ihr Ton ist neutral, fast zu neutral. Als wüsste sie mehr, als sie preisgeben will. Doch es bleibt ein leichter Schatten des Unbehagens in ihrem Ausdruck, als hätte sie kurz innegehalten, bevor sie weiterspricht.

„Nimm dir die Zeit, die du brauchst“, sagt sie schließlich beiläufig. Dann, mit einem Lächeln: „Spielst du eigentlich Schach?“

Ich schüttele den Kopf. „Ich weiß, dass ich die Figuren am Kopf nehmen muss. Reicht das?“

Lena lacht, und ihr Lachen ist so warm und ungezwungen, dass es mich beinahe aus der Fassung bringt. Sie wirft einen Blick auf die Wanduhr in der Ecke, dann zurück zu mir. „Es ist ja ohnehin schon spät, und Berti will sicher auch irgendwann nach Hause.“ Sie lehnt sich leicht vor, ihre Augen auf meine gerichtet. „Ist es eine Beleidigung, wenn ich dich bitte, heute mein Gast zu sein?“

Ich blinzle überrascht. Für einen Moment verstehe ich nicht ganz, was sie meint, aber dann dämmert es mir. Natürlich. Das Essen, der Kaffee, der Cognac – alles auf ihre Rechnung. Eine Geste der Höflichkeit, nicht mehr. Nichts Persönliches.

„Ähm, nein, danke“, stottere ich. „Ich nehme das gerne an.“

Lena sagt nichts weiter, und es fühlt sich an, als wäre das Gespräch nun wirklich zu Ende. Ich erhebe mich langsam, greife nach meiner Tasche. Zu meiner Überraschung steht Lena ebenfalls auf. Sie tritt an mich heran und umarmt mich leicht, eine flüchtige, „nur“ freundschaftliche Geste, aber sie überrumpelt mich trotzdem.

„Mach’s gut, Verena“, sagt sie leise. „Wir werden einander sicher bald wieder begegnen.“

Ihre Hand streift erneut die meine, nur einen winzigen Moment, bevor sie sich zurückzieht. „Ja, sicher“, bringe ich heraus, immer noch leicht aus der Fassung. Die Worte kommen stockend über meine Lippen.

Ich winke ihr zu, versuche ein Lächeln aufzusetzen, das weniger unsicher wirkt, als ich mich fühle, und mache mich auf den Weg zur Tür. Mein Abgang ist vielleicht nicht perfekt, aber zumindest stilvoll. Oder so ähnlich.

Mitternacht

Mitternacht

Als ich aus dem Café Hegel trete, weht mir die kühle Nachtluft entgegen. Ich bleibe einen Moment stehen, atme tief ein. Verdammt, was war das gerade?

Das erste, was ich draußen sehe, sind die Rücklichter des Busses, der mich zur U-Bahn bringen sollte. Natürlich. Ein kurzer Blick auf den Ausgang, der letzte Bus. Kein Grund zur Panik. Die fünfzehn Minuten zu Fuß werden mir gut tun. Ich beginne zu gehen, die Stille der leeren Straßen umfängt mich. Die Kühle der Nacht tut meinem erhitzten Kopf gut, doch innerlich bleibt alles unruhig.

Die U-Bahnstation ist bald erreicht, und ich sinke erschöpft auf eine der Bänke im Waggon. Die Bewegung der Bahn lullt mich ein. Nur kurz die Augen schließen ...

Plötzlich spüre ich eine sanfte Berührung an meiner Schulter. Ich schrecke hoch und blicke in das Gesicht eines uniformierten Beamten. „Endstation“, sagt er ruhig, als wäre er es gewohnt, Fahrgäste aufzuwecken.

„Oh ... Entschuldigung.“ Hastig steige ich aus. Zum Glück bin ich an der richtigen Station. Trotzdem peinlich. Ein paar Minuten bis nach Hause.

Ich schließe die Tür hinter mir, lasse den Schlüsselbund achtlos auf den Tisch fallen. Eigentlich sollte ich einfach ins Bett gehen, aber irgendetwas hält mich wach. Ich ziehe mir rasch die bequeme Jogginghose und den alten Sweater über, während ich meinen Blick durch das Zimmer schweifen lasse.

Der Gedanke, jetzt gleich an die Decke zu starren, Schäfchen zu zählen oder ... ich lächle kurz. Nein, auch das nicht. Stattdessen zieht es mich zum Schreibtisch.

Ich setze mich hin, öffne den Laptop. Wo war ich stehengeblieben? Ich starre auf den Bildschirm, blättere durch die Dateien. Mein Blick bleibt an einem Namen hängen, der mir bisher nicht aufgefallen war: Gitti Novak. Wer ist das? Irgendetwas macht mich neugierig. Na gut, warum nicht einfach Gitti Novak?

Ich klicke die Datei an, und die Bilder einer lang vergangenen Zeit, eines entfernten Landes entfalten sich wieder vor mir.

Begegnungen

Im Zentrum der Macht

Berlin-Wandlitz, März 1974

Die Villa, in der die Besprechung stattfand, stand in Wandlitz, dem Zentrum der Macht der DDR. Ein Ort, an dem die Nomenklatura hermetisch abgeriegelt. Hecke an Hecke, Gartenzweig an Gartenzweig lebte, an dem aber Entscheidungen gefällt wurden, die über das Schicksal von Millionen bestimmten. Die Protzerei der Einrichtung – schwere Vorhänge, überladene Kronleuchter, dicke Teppiche, die den Lärm gedämpft und die Luft erstickt wirken ließen – konnte nicht über fehlenden Geschmack und mangelnde Pflege hinwegtäuschen. Das Ganze wirkte wie eine grotesk überdimensionierte Schrebergartenhütte, in der ein Mann, der vermutlich nie über Rostock hinausgekommen war, seine Visionen von Luxus und Weltläufigkeit verwirklicht hatte. Doch das bizarre Anwesen gehörte keinem gewöhnlichen Spießer, sondern einem der mächtigsten Männer im Zentralkomitee der Einheitspartei SED: dem Minister für wirtschaftliche Angelegenheiten persönlich.

David Cormier konnte während der gesamten Besprechung das Gefühl des Unbehagens nicht ganz abschütteln. Er fühlte sich von all der Protzerei mit Talmi ebenso erschlagen wie von der grobschlachtigen, relativ inhaltsleeren Verhandlungsführung. Und vom Auftritt der Gitti Novak, einer eleganten, dunkelhaarigen Frau in ihren Dreißigern, deren herzlicher, bisweilen etwas derber Wiener Charme nicht darüber hinwegtäuschen konnte, dass sie es als Tochter eines Diplomaten gewohnt war, überall durchzukommen. David fragte sich, ob der einen Hauch zu nachlässige Stil ihrer Kleidung – Rock, Bluse, Blazer, halbhohe Pumps – ein absichtlicher Akzent war oder einfach das, was er von seiner ehemaligen Geliebten nur zu gut kannte: eine Mischung aus Instinkt und Gleichgültigkeit.

Es ging um ein Geschäft mit westdeutschen Computerteilen, David war als Vertreter des Herstellers in Bielefeld anwesend, Gitti vertrat eine kleine Handelsfirma aus Wien, die man zwischenschalten musste, um den Weg über die innerdeutsche Grenze am bestehenden US-Embargo vorbei zu ermöglichen. Das Treffen sollte den Abschluss besiegeln, das Zentralkomitee musste beschließen, die Teile nicht bei einem internationalen Konzern zu kaufen, sondern bei „Hanna Beran Import und Export, Wien-Heiligenstadt“, einer Firma, deren Betriebsvermögen aus nicht viel mehr als einem Küchentisch bestand, wie man auch hierorts bereits herausge-

funden hatte. Gitti, die Tochter des tschechischen Botschafters in Wien, war Partnerin und eine alte Freundin von Hanna, die einerseits den Deal über ihren Ex-Geliebten David eingefädelt hatte, andererseits über das entsprechende Entree und gute Kontakte in den osteuropäischen Volkrepubliken verfügte.

Immerhin: Gitti passte viel besser in diese Umgebung als David und hatte es schließlich geschafft, die hochrangigen Funktionäre mit ihrer pragmatischen Art zu überzeugen. Die Verhandlungen waren gut gelaufen, wofür David Gitti insgeheim dankbar war. Seine Vorgesetzten wollten einen Auftrag sehen und verloren langsam die Geduld. Dass er dabei allerdings gleichzeitig zusehen musste, wie sich die Frau, die er immerhin einmal geliebt hatte, den Machthabern des Arbeiter- und Bauernstaates förmlich an den Hals warf, hinterließ ihn in einem inneren Zwiespalt, den er momentan nicht auflösen konnte und der sich immer unangenehmer in seinem Magen bemerkbar machte.

Der Minister, ein Mann mit Gesichtszügen, die seine Herkunft aus dem Proletariat nicht verbergen konnten, und einer entsprechend überzogenen Autorität, die sich vor allem durch ein lautes, aber schwer verständliches Sächsisch ausdrückte, erhob seine Stimme. „Meine Dame“, er fixierte dabei Gitti Novak mit einem unverschämten, fast obszönen Blick, „Meine Herren, ich danke Ihnen für Ihr Kommen und die konstruktiven Beiträge. Ich denke, die anwesenden Mitglieder des ZK konnten sich davon überzeugen, dass uns unsere Partner in Westdeutschland hier einen sehr konkreten und praktikablen Weg aufgezeigt haben, die Schwierigkeiten zu meistern, vor die uns der Klassenfeind gestellt hat. Ich denke, dass wir im Interesse des weiteren Aufbaus unserer sozialistischen Gesellschaft ...“

Er sprach noch weitere zehn Minuten, bevor er zum für David entscheidenden Satz kam. „... werden wir hier vor Ort und Stelle die vorliegende Punktation des Beschaffungsvertrages paraphieren und damit den Weg für eine konstruktive und womöglich dauerhafte Partnerschaft auch mit unseren neuen Wiener Freunden besiegeln.“ Er öffnete die vor ihm liegende Mappe, unterzeichnete die darin liegenden Dokumente mit großer Geste und gab sie an zwei weitere anwesende ZK-Mitglieder weiter, die ohne jedes Interesse ebenfalls unterschrieben. „Frau Novak, damit haben Sie das Notwendige, um Ihre Veranlassungen treffen zu können.“ Er entnahm eine Gleichschrift der Mappe und reichte sie Gitti. „Ich bedaure, dass wir Frau Beran heute hier nicht begrüßen durften, aber“, er musterte Gitti wieder von oben bis unten, „es ist Ihnen gelungen, uns zu überzeugen. Auf eine gute Zusammenarbeit.“ Er reichte Gitti die Hand. „Wir haben zu danken, Herr Minister“, hauchte sie und schaffte es sogar, einen Anflug von Röte in ihr Gesicht zu zaubern.

„Ich bin zuversichtlich, dass wir die noch vorhandenen Schwierigkeiten überwinden können. Die Besprechung ist geschlossen. Ich habe noch Erfrischungen für einen kleinen Umtrunk vorbereiten lassen, ich hoffe, Sie

alle können es mit ihren Reiseplänen vereinbaren, noch eine Weile meine Gäste zu sein.“ Die anwesenden Funktionäre applaudierten artig, David und Gitti taten es ihnen gleich. „Gern“, sagte David in den Raum, was aber im allgemeinen Sesselrücken bereits unterging.

David nickte, als Gitti ihm einen kurzen, fast triumphierenden Blick zuwarf. Sie war in ihrem Element, wusste genau, wie sie sich in dieser Umgebung bewegen musste. Äußerlich unauffällig – der dunkelblaue Rock, die cremefarbene Bluse, der abgelegte Blazer – doch ihre Präsenz dominierte den Raum. Gitti verstand es, die Männer um sie herum zu beruhigen, ihre Worte so zu wählen, dass sie sich verstanden fühlten und gleichzeitig ihr überlegen. Eine Kunst, die sie meisterlich beherrschte, ohne je selbst viel preiszugeben.

Als die Runde in den Salon wechselte, spürte David, wie sich die Atmosphäre veränderte. Die förmliche Steifheit der Verhandlungen wich einer fast beunruhigenden Lockerheit. Die Männer begannen, ihre Krawatten zu lockern, die Gläser mit Schnaps und Wein zu füllen, die Hemdsärmel hochzukrempeln. Was gerade noch ein nüchterner Austausch gewesen war, verwandelte sich in ein enthemmtes Treiben, das ihm zunehmend unangenehm wurde. Diese Männer, die sich eben noch als Elite des Systems präsentiert hatten, gaben sich jetzt einem Verhalten hin, das ihn abstieß.

Und Gitti? Sie blühte in dieser Atmosphäre auf. Sie lachte laut über die derben Witze, nahm ohne Zögern jedes Glas an, das ihr gereicht wurde, und wurde schnell zum Mittelpunkt der Runde. Mit halb ironischen, halb koketten Bemerkungen ließ sie sich von den Männern hofieren und genoss sichtlich die Aufmerksamkeit, die sie bekam.

David beobachtete sie mit wachsender Beklommenheit. Er kannte Gitti gut, vielleicht zu gut. Vor Jahren hatten sie eine Beziehung gehabt, und damals hatte er ihre Entschlossenheit und Selbstsicherheit bewundert. Doch nun sah er eine andere Seite: Gitti hatte eine einfache, fast derbe Art, sich vom Leben zu nehmen, was sie wollte, eine Gier, die immer unter der Oberfläche lauerte. Sie liebte es, Männer um sich zu haben, Männer, die sie begehrten, die sie erobern wollten.

Was ihn früher an ihr angezogen hatte, schien ihm jetzt wie eine billige Farce. Gitti machte sich den Männern gegenüber zu bereitwillig zugänglich – nicht aus Notwendigkeit, sondern vielleicht aus Kalkül, vielleicht auch aus Langeweile. Die Funktionäre, die ihre Nähe suchten, respektierten sie nicht. Sie benutzten ihre Offenheit, um ihre eigene Unsicherheit zu verbergen. Und Gitti spielte dieses Spiel mit, vielleicht ohne es überhaupt zu merken.

Je länger der Abend dauerte, desto größer wurde Davids Abscheu. Die Männer wurden lauter, vulgärer, ihre Gesten dreister. Gitti ließ sich darauf ein, lachte über ihre schlüpfrigen Bemerkungen, ließ es geschehen,

dass sie angefasst und begrapscht wurde. Es war, als würde sie die letzten Reste ihrer Würde aufgeben – vor seinen Augen, ohne dass er etwas dagegen tun konnte. Diese Frau, die er einst geliebt hatte, war in seinen Augen nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Als Gitti schließlich aufstand, um mit mehreren der Funktionäre in die angrenzenden Schlafräume zu verschwinden, konnte David seine Gefühle nur noch mühsam kontrollieren. Er hätte hier die Gelegenheit gehabt, informelle Kontakte zu knüpfen, doch der Anblick, wie sich Gitti diesen Männern präsentierte, nahm ihm jede Motivation.

Einer der älteren Funktionäre, ein Mitglied des Zentralkomitees, trat an David heran. Der Mann war bereits leicht betrunken, doch seine Augen zeugten noch von klarem Verstand. Mit einem Hauch von Mitgefühl, als hätte er Davids innere Qual bemerkt, bot er ihm an, ihn in seinem Dienstwagen zurück ins Hotel zu fahren. David zögerte nicht. Mit einem knappen Nicken nahm er das Angebot an, und sie verließen die Villa in einer großen schwarzen Limousine.

Die Fahrt über die dunklen Straßen verlief schweigsam. David erschrak regelrecht, als der Mann ihn noch einmal ansprach: „Mir fiel auf, dass Sie vorhin etwas abseits standen. Stehen Sie auch nicht auf Frauen?“ - David zögerte. „Doch, aber Frau Novak ist meine Ex-Geliebte.“ - „Ach so, dann.“ Der Wagen hielt an einem unscheinbaren Haus inmitten von Feldern. „Mein Fahrer bringt Sie. Alles Gute, Herr Cormier.“

David starrte aus dem Fenster, die Dunkelheit zog an ihm vorbei, doch sie bot ihm keine Erleichterung. Sie schien alles zu verschlingen – die Erinnerungen an diesen Abend, die Gedanken an Gitti, die Wut auf sich selbst. Es war, als hätte die Nacht ihn verschluckt, und das Schweigen, das den Wagen umgab, war das einzige, was ihn noch von der Welt draußen trennte.

Ich ribble mir die Augen. David Cormier, soso. Ist der nur eine Randfigur, oder hat der eine Bedeutung?

Ah, hier, da kommt er auch vor: na da schau an, da ist ja auch unsere Elke wieder ...

Die erste Begegnung

Leipzig, März 1974

David Cormier ließ sich schwer in den Barhocker sinken. Es war ein langer Tag auf der Leipziger Messe gewesen, und die Anspannung saß ihm

tief in den Knochen. Verhandlungen hatten sich in die Länge gezogen, er war müde, doch hatte er keine Lust auf einen Abend im Plattenbauhotel, in dem er wohnte, weil die Reiseabteilung wieder mal zu spät gebucht hatte. Daher suchte er in der Bar des Hotel Astoria einen Moment der Ruhe – oder vielleicht etwas mehr, wie es gelegentlich der Fall war, wenn er hier abstieg.

Die Bar war gediegen, in warmes, gedämpftes Licht getaucht, polierte Holzvertäfelungen. Die spezifische Eleganz des Ostens, dachte David, an einer Stelle etwas zu viel, dafür an der anderen etwas zu wenig. Es war ein Ort, an dem sich Messegäste abends trafen, Geschäftspartner genauso wie Frauen, die ganz genau wussten, was sie hier suchten – und auch, was die Männer hier suchten. Die Leipziger Messe war bekannt für mehr als nur Geschäftskontakte.

David ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Einige Geschäftsleute saßen in kleinen Gruppen, diskutierten, lachten laut, und dazwischen die Frauen, die sich an der Bar oder allein an Tischen platziert hatten – nicht alle in offensichtlicher Erwartung, aber er erkannte die Zeichen. Sein Blick blieb schließlich an einer Frau hängen, die allein mit einem Glas Rotwein am anderen Ende der Bar saß. Sie stach durch ihre jugendliche Ausstrahlung aus der Menge heraus, doch es war etwas in ihrer Haltung, das ihn fesselte – die Art, wie sie das Glas zwischen ihren Fingern drehte, und der selbstbewusste, bisweilen schon leicht trotzige Ausdruck, der sich auf ihrem Gesicht zeigte.

Elke Schneider hatte ihn bereits bemerkt, als er die Bar betreten hatte. Sie kannte diese Art Mann – Geschäftsreisender, gut gekleidet, der Blick müde von langen Verhandlungen und der unausgesprochenen Suche nach einer Ablenkung, die über ein Glas Bourbon hinausging. Und doch war etwas anders an ihm. Er schien weniger auf eine schnelle Begegnung aus zu sein. Vielleicht eine ganze Nacht, hoffte sie. Sie blickte um sich, andere hatten ihn wohl auch schon bemerkt. Also nichts anbrennen lassen. Sie nahm ihr Glas, ging langsam, beiläufig auf seinen Platz zu. Sie achtete auf seine Augen. Wenn er kein Interesse hatte, würde sie einfach vorbeigehen. Doch sein Blick begegnete dem ihren, ein unmerkliches Lächeln huschte über sein Gesicht.

„Schwerer Tag?“, fragte sie leise, als sie sich auf den Hocker neben ihm setzte. Ihre Stimme war ruhig, fast beiläufig, doch sie hatte die Fähigkeit, Interesse zu wecken, ohne zu viel zu verraten. David hob den Blick, überrascht von ihrer Direktheit, doch er war an die Dynamik dieses Ortes gewöhnt.

Neugierig, wie es weitergeht? - Das steht alles im Buch ...